

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 91 (1965)  
**Heft:** 17

**Artikel:** Näheres über die Stütze des Herrn Eigenheer  
**Autor:** Knobel, Bruno / Barth, Wolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-504692>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

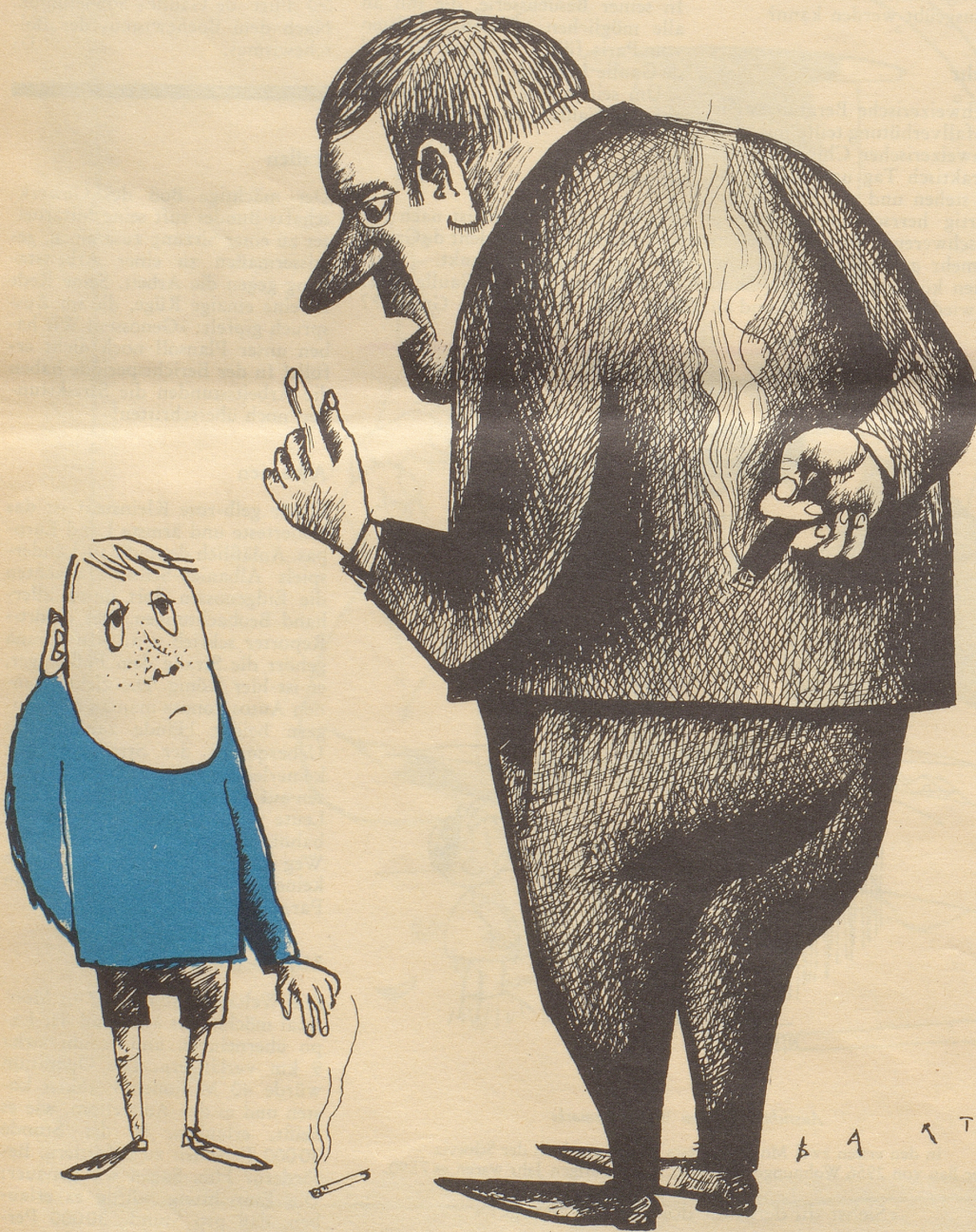
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Näheres über die Stütze



Natürlich heißt er in Wirklichkeit nicht so. Dennoch:

Herr Gottlieb Eigenheer, mittelgroß und von mittlerer Bemittelt-heit, steht in mittleren Jahren, wohnt im Mittelland, gehört auch politisch der Mitte an und ist das, was man einen Durchschnittsbürger nennt, womit er hinreichend als staats-erhaltend gekennzeichnet ist: Eine Stütze der Gesellschaft.

Seine staats-erhaltenden Qualitäten äußern sich darin, daß er zu jeder Zeit weiß, was es geschlagen hat. Gegenwärtig hat es, um einen beliebten Ausspruch Eigenheers zu erwähnen, «aber *sehr* geschlagen», weshalb er böse ist. Böse auf die *andern*.

Er ist z. B. böse auf gewisse Gewerbetreibende, welche noch immer nicht wissen, wie sehr es geschlagen hat, und die fortfahren, die gequälten und unerhört schwachen Nerven der Mitwelt mit gewerblichem Lärm zu strapazieren. Es kann deshalb geschehen, daß Herr Eigenheer, wenn er über die Mittagsstunde mit einem herrlich vollklingenden motorisierten Rasenmäher seinem Ziergras zu Leibe bzw. zu Halme rückt, den Motor abstellt, zur entfernten Fabrik hinüberhorcht und dann laut vor sich hinschimpft über die impertinente Zumutung, selbst während der alltäglichen Erholungszeit von Fabriklärm behelligt zu werden.

Denn, wie man bereits bemerkt haben dürfte: Eigenheer Gottlieb ist äußerst konsequent. Wenn ich Vor- und Geschlechtsnamen etwas militärisch umstellte, so will das illustrieren, daß Eigenheer von geradezu militärischer Konsequenz ist. Er ist nämlich auch ein leidenschaftlicher Schütze, der Sonntag für Sonntag schon von früh um acht Uhr an im Stande liegt und pfeffert bis nach elf. Es ist deshalb durchaus verständlich, daß er dafür Wert auf eine nervenberuhigende, die Zielsicherheit fördernde Nachtruhe legt und es als eine «nun nachgerade schamlose Beeinträchtigung der Privatsphäre» durch die *andern* empfindet, daß diese mit Frühglockenläuten den patriotischen Schießlärm womöglich noch zu übertönen suchen und dergestalt unsere Zeit mit Geräuschen erfüllen, die, «wie man weiß, ganz einfach vermieden werden müssen, wenn die Volksgesundheit erhalten werden soll.» Denn



# des Herrn Eigenheer

Herr Eigenheer hält viel auf Gesundheit. Er tut auch etwas dafür. Um sein Körpergewicht herabzusetzen hat er z. B. wöchentlich zwei Mahlzeiten eingeschoben, die nur aus Nüssen und ungesüßtem Tee bestehen, wobei er dieses spartanische Menü abzurunden pflegt mit einer großen Schale Vanillecrème mit Schlagrahm. Und einmal pro Woche transpiriert er sich in der Sauna an die 2 Liter Schweiß heraus – «aus dem Vollen schöpfen», nennt er das –, was allerdings ein wenig schwächt, aber durch den Genuß eines Beefsteaks garniert und drei dunkle Bier kräftemäßig wieder egalisiert wird.

Aus solcher konsequenter Grundhaltung bezüglich Volksgesundheit heraus läßt sich seine Feststellung nur zu gut begreifen: «Die andern fressen einfach zuviel!» Item!

Wer sehen will, wie Gottlieb Eigenheer sehr böse wird, der töne im Gespräch mit ihm das Thema Gewässerverschmutzung an. Da gerät er außer sich, und mit Recht; und es spricht für seine Lauterkeit, daß er den Mangel an Lauterkeit unserer Gewässer mit schärfsten Worten geißelt. Als er zum Beispiel jüngst mit seinem VW voller häuslichen Unrates hinausfuhr, um es in einem ländlichen, waldbeschatteten Bachtobel zu deponieren, da artete seine Entrüstung geradezu in einen Wutanfall aus. Stieß er doch bei der Ausführung seines Vorhabens auf seine beiden Buben, die in Pfadiuniform und unter Anleitung eines wohlgesittenen Pfadiführers damit sehr beschäftigt waren, das besagte Bachtobel von Unrat zu säubern. «Alles was recht ist», fuhr Eigenheer den Pfadiführer an, «aber ich erlaube es keinesfalls, daß meine Söhne sich für eine solche Dreckerarbeit hergeben, nur um den Dreck der *andern*, die nicht wissen, was es geschlagen hat, wegzuschaffen. Sollen endlich *die* ihren Unrat beseitigen, die wie Schweine heimlich ihren Schmutz einfach in der hehren Landschaft deponieren!»

Also sprach Eigenheer, lud seine Söhne in den unterdessen entleerten VW und fuhr zornbebend nach Hause.

Wohl dem Lande, das noch Männer hat, die aus ihrer berechtigten sittlichen Entrüstung keine öffentliche Abfallgrube machen. Wohl

dem Lande, das in der Erhaltung dessen, was von den Vätern erbt wurde, jene Stütze findet, die zur rechten Zeit – das träfe Wort zu sprechen wagt. Eigenheer wagte es und sagte laut das Wort «Stütze». Das war, als ein Mann zu ihm kam etwa in der Art eines Versicherungsvertreters. Dieser Mann sprach genau nach dem Sinne Eigenheers. Er redete davon, wie sehr die *andern* mit unserem Wasser Schindelderei trieben, es verschmutzten durch Fäkalien, durch Industrieschmutz, er sprach über Fischsterben, von der Gesundheit der Kinder und Kindeskinde, von Grund- und Kiel- und Oberwasser; ja mit Augenwasser erklärte er, es sei klar wie Wasser, daß etwas geschehen müsse...

Eigenheer nickte, schlug dann plötzlich die Faust auf den Tisch und rief in jähem Entschluß: «Jawohl, das *muß* es! Jetzt hat es aber *sehr* geschlagen!»

Worauf der Besucher Eigenheer schlicht eröffnete, er käme von einer Firma, die sich mit der Kontrolle von Heizöltanks befasse. Diese Firma hätte im Laufe allein eines Jahres rund 120 private Oeltanks kontrolliert und festgestellt, daß fünfundzwanzig davon reparaturbedürftig seien. Das heiße, daß diese Tanks leckten und daß somit Oel in den Boden sickere und das Grundwasser verschmutze. «Ha», schnaubte Eigenheer, «was tun denn da die *andern*, unsere Vertreter in den Behörden meine ich; da sollte es nun doch endlich sehr geschlagen haben, so daß auch diese Herren endlich merken sollten, wie dringend endlich eine gesetzliche Kontrolle dieser...»

Der Besucher sagte leise: «Vielleicht wird's dazu kommen. Bis es so weit ist, muß man sich auf Einsicht und gesunden Menschenverstand der Bürger, der staatsbehaltenden Kräfte, welche die Stütze der Gesellschaft bilden, stützen. Dann darf ich also notieren, Herr Eigenheer, daß Ihr Heizöltank von uns einmal...» «Was kostet das?» fragte Gottlieb vorsichtig. «Zwischen hundertfünfzig und zweihundert Franken», sagte der Besucher.

«Stütze der Gesellschaft» knurrte Eigenheer, «glauben Sie eigentlich mir hingen diese Stütze, hundertfünfzig bis zweihundert, an den

Bäumen. Erst will ich einmal sehen, wie die *andern*, die unser gutes Wasser... und das Grundwasser...», und auch er kriegte Augenwasser, und wäre es ein Referendumsbogen für eine Vorlage zur allgemeinen Erhaltung gesunden Wassers gewesen, bei Gott, Herr Eigenheer hätte unterschrieben, wie es sich für eine echte Stütze geziemt.

Nicht, daß Eigenheer etwa eine Animosität nährte gegen ganz bestimmte Kreise der anderen. O nein, so war er nicht. Ohne jede Rücksicht auf Person oder Stand sprach er offen gegen die Verschmutzungssünder allgemein. Also auch gegen jene «Herren» – damit pflegte er Fabrikherren zu bezeichnen –, die ihrem Profit zuliebe die Welt verschmutzten. «Die mögen meinewegen Hochkamme haben», sagte er manchmal furchtlos, «eine Schweinerei bleibt es doch!» Und er verwies auf den Ruß und den ölhaltigen Schmutz auf Fenstersimsen und Fensterläden, die ein deutliches Zeichen seien für die zunehmende Luftverschmutzung. «Und wenn da – verdammt nochmals, diese Herren! – wenn da nicht sehr bald Remedy geschafft wird, dann... dann... dann werden *die* den Eigenheer Gottlieb fürwahr noch kennen lernen...»

Der Herr Eigenheer hat sich dann zwar innert kürzester Frist aufs beste beruhigt. Diese Beruhigung habe sich, so sagen seine Angehörigen nicht ohne Verwunderung, eingestellt bei der Lektüre seines Leibblattes. Ich vermute, es sei jener Artikel über die Luftverpestung gewesen, der solches bewirkt hatte. In jenem Artikel hieß es nämlich u. a. und zwar aus der Feder eines Mediziners und Vorstehers eines großstädtischen Gesundheitsamtes:

«Bis vor einigen Jahren haben die Hausfeuerungen in den großen Städten den Behörden und insbesondere dem Hygieniker kaum Sorgen bereitet. Da neben der Elektrizität die Zentralheizungen und Einzelöfen vornehmlich mit Koks oder mit rauch- und schwefelreicher Kohle geheizt wurden, war im Vergleich zum Ausland die Stadtluft nur wenig durch heizungsbedingte Immissionen – Rauch, Staub und Gerüche – beeinträchtigt.

Nun haben sich aber die Verhältnisse seit der Vermehrung der Oelfeuerungen in den Wohnhäusern wesentlich verändert. Vor mehreren Jahren hat es angefangen. Mit bloßem Auge und

mit der Nase ließ sich wahrnehmen, daß sich die Luft im Zeitpunkt der Inbetriebnahme der Heizungen veränderte. Viele Hausfrauen beobachteten eine früher kaum vorhandene rußige Verschmutzung der Scheiben, und Autofahrer mit hellfarbigen Wagen ärgerten sich, weil die Karosserie nach kurzem Parkieren auf der Straße mit einem schmierigen, rußigen Belag überzogen waren, und zwar nicht etwa in der Nähe von Fabriken, sondern in ausgesprochen Wohn- und Villenvierteln. Bei uns liefen bald vermehrte Klagen über Geruchsbelästigungen ein, und es zeigte sich, daß ein einziger schlecht funktionierender Oelbrenner die Luft eines ganzen Straßenzuges verpestet kann.

Daß die Oelfeuerungen zu einer Luftverschlechterung führen können, sei am Beispiel von Davos belegt. Es ist die einzige Ortschaft, in der wegen der Sanatorien seit Jahrzehnten sehr strenge Vorschriften bestanden, welche die Verwendung rauchender und rußender fester Brennstoffe strikte verboten. Man konnte sich deshalb in Davos auch im Winter einer herrlichen klaren Luft erfreuen... In den letzten Jahren sind sehr viele Heizungen auf Oel umgestellt worden, und seither kann der regelmäßige Wintergast leicht feststellen, daß sich bei den häufigen Temperaturinversionen am Morgen über der Ortschaft eine häßliche gelbliche Nebel- oder Dunsthaube ausbreitet. Diese Behauptung findet eine Bestätigung im kürzlich erschienenen Bericht der Eidgenössischen Kommission für Ueberwachung der Radioaktivität für 1961. Es steht dort, daß die Luftüberwachungsstation, die seit einigen Jahren in Davos installiert war, auf das Weißfluhjoch verlegt werden mußte, weil die Filter im Tal durch Ruß zu stark verschmutzt waren.»

Als Herr Gottlieb Eigenheer solches gelesen hatte und daran dachte, wieviele Stütze *ihn* die Kontrolle des Oelbrenners seiner Heizung kosten würde, da eben wurde er das letztmal richtig rasend, bestellte sein Leibblatt ab und schrie: «Wenn die *andern* nur endlich einsehen, daß es heute erste Bürgerpflicht ist, nötigenfalls auch unter erheblichen finanziellen Opfern, jeder an seiner Stelle energisch zu sorgen für die Reinhaltung der...»

Da trat seine Tochter in die Stube und sagte: «Mutter meint, es sei wieder nicht zum aushalten, unsere Oelheizung rauche wieder schampar!»

«... für die Reinhaltung der Stube», vollendete Vater Eigenheer und gebot der Tochter raschestens die Fenster zu schließen.

Und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt Herr Eigenheer noch immer, obwohl er in seinen Äußerungen etwas zurückhaltender geworden ist. Denn er ist gerne und jederzeit eine Stütze, sofern es nicht an *seiner* «Stütze» geht.

Bruno Knobel